

Lea

Dominik Marti



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 3.0 Schweiz-Lizenz. Um eine Kopie der Lizenz zu sehen, besuchen Sie <http://creativecommons.org/licenses/by/3.0/ch/>.

Frédéric sass alleine in einem Abteil. Es war noch früher Nachmittag, so dass nur wenige den Zug benutzten. Die grossen Pendlerströme würden später kommen. Frédéric sah aus dem Fenster und schaute den hastenden Personen zu, die versuchten, den InterCity auf dem Gleis gegenüber noch zu erwischen, der schon jetzt Verspätung hatte. Manchen gelang es nicht mehr, und ein Mann in blauem Jackett verpasste dem anrollenden Zug einen Tritt, als ob das irgendetwas ändern würde. Auch Frédéric's Zug füllte sich noch, aber nicht so sehr, dass es zu der unangenehmen Situation gekommen wäre, in der kein freies Abteil mehr übrig war und man sich wohl oder übel zu jemand anderem setzen musste. Frédéric sass da und betrachtete die Menschen interessiert, die in den Waggon strömten. Da war eine Frau mit zwei Kindern, die sie weiss Gott nicht unter Kontrolle halten konnte, wobei sie durch ihr Geschimpfe weit mehr störte als die Kinder selbst. Sie fand ein Abteil und liess sich erschöpft fallen. Es kam ein Teenager mit Kopfhörern auf den Ohren, er hatte die Musik so laut aufgedreht, dass er die Kopfhörer als Lautsprecherboxen hätte verwenden können. Eine ältere Dame, die gemessenen Schrittes in den Waggon trat, Frédéric, der neben der Tür sass, einen freundlichen Blick zuwarf und sich durch den Gang vorwagte, um ein Abteil zu ergattern. Ein Geschäftsmann, mit einem Handy am Ohr, eifrig und laut diskutierend, ein Schuljunge von etwa zehn Jahren, ausser Atem, als ob er den ganzen Weg durch den Bahnhof gerannt wäre. Und eine junge Frau mit einem Notenständer in der einen und einem Instrumentenkoffer in der anderen Hand. „Ist dieser Platz noch frei?“ fragte sie Frédéric und sah ihn erwartungsvoll an. „Bitte sehr.“ antwortete dieser. Es waren noch Einzelabteile zu haben, aber er war glücklich, dass jemand mit ihm ein Abteil besitzen wollte. Es erreichten noch zwei Personen ihren Waggon, bevor die Lautsprecher die Abfahrt bekanntgaben, die Türen geschlossen wurden und der Zug sich in Bewegung setzte. Der Mann im blauen Jackett stürmte nun zu diesem Zug und wollte noch einsteigen, aber es war zu spät. Also verpasste er auch diesem Zug einen Tritt.

Rumpelnd und schaukelnd fuhr der Zug aus dem Bahnhof hinaus, den Trubel hinter sich lassend, und suchte sich konzentriert den richtigen Weg durch den Geleise- und Weichensalat ausserhalb des grossen Bahnhofgebäudes. Links und rechts des Trassees türmten sich hohe Häuser, die den Blick auf die Berge versperrten, die man dahinter an diesem klaren Tag zweifellos gesehen hätte. Frédéric schaute aus dem Fenster und warf

hin und wieder einen Blick auf die Frau, die sich vis-à-vis niedergelassen hatte. Der Zug schlängelte sich noch eine Weile durch die Stadt, fand bald offeneres Gelände und legte an Tempo zu, liess schliesslich die letzten Häuser hinter sich und bewegte sich ruhig und schnell durch die grüne Landschaft. „Sie sind Musikerin?“ fragte Frédéric. Sie lächelte. „Ja, ich spiele Querflöte. Total veraltet, ich weiss.“

„Da muss ich Ihnen widersprechen! Die Querflöte ist nicht veraltet, und ausserdem ein sehr schönes Instrument. Ich wollte einmal alle grossen Instrumente spielen können, damals, als ich noch klein war, aber dann habe ich gemerkt, dass man das lernen müsste.“

„Ja, das ist das Problem dabei, nicht wahr? Nun, ich habe mich zusammengerissen und durchgehalten. Ist dann doch etwas Ordentliches bei herausgekommen.“

„Spielen Sie hauptberuflich?“

„Nein, davon kann man heute nicht mehr leben. Ich spiele in einem Orchester, ja, aber daneben bin ich noch zu fünfzig Prozent als ‚kulturelle Beauftragte‘ in einer Firma angestellt. Ich muss dafür sorgen, dass alle Mitarbeiter eine grosse Dosis Kultur verabreicht bekommen!“ Hier lachte sie, als ob das etwas ausnehmend Amüsantes wäre. „Und ich erteile noch zwei Schülern Flötenunterricht. Sie sehen, ich bin von der Kultur besessen, also nehmen Sie sich in Acht“ Sie grinste ihn an. „Oh, davor habe ich keine Angst. Ich führe mir manchmal Ihre Kultur zu Gemüte, sehr gerne sogar.“

„Unsere Kultur? Sind sie denn nicht von hier?“

„Nein, ich komme aus dem Osten, aus Asien. Ich habe hier einen Auftrag zu erledigen, und danach gehe ich wieder zurück.“

„Sie sehen aber überhaupt nicht asiatisch aus.“ mokierte sie sich. „Das kommt daher, dass meine Familie nie rein asiatisch war. In mir sind wohl alle Rassen dieser Welt vereinigt. Na, vielleicht nicht alle, aber viele davon.“

„Was tun Sie denn hier genau?“

„Ich baue ein Haus. Oder besser, ich richte es ein. Oder noch besser, ich mache beides.“

„Sie sind Architekt?“

„Nein, Illusionist.“

Das verstand sie nun offenbar nicht, aber sie ging nicht weiter darauf ein. „Ich könnte Ihnen auch etwas Kultur verabreichen, und Sie ins nächste Konzert unseres Orchesters locken.“

Sie erklärte ihm, was sie wann und wo spielen würden, und weshalb sich ein Besuch auf jeden Fall lohnen würde, dabei gestikuliert sie wild mit den Händen und ihre braunen Augen begannen zu blitzen. Er musste lachen und unterbrach sie: „Ich bin im Besitz eines Abonnements auf Ihre Konzerte.“ Das sagte er im Flüsterton, als ob es etwas sehr wert- und geheimnisvolles wäre. Dabei hatte er sich vorgebeugt, eine Hand an den Mund gelegt, um das Geheimnis noch zu bekräftigen und mit seinen Augen die ihren festgehalten. Sie war zuerst etwas überrascht, musste dann aber lachen. Er lehnte sich zufrieden zurück und grinste. „Oh, und mein Name ist übrigens Frédéric.“

„Ich heisse Lea. Wie kommt es, dass Du, der aus dem Osten kommt, einen französischen Namen trägst?“

„Das ist nur mein Zweitname, da der erste zu lang ist und ihn niemand aussprechen kann.“ und er verlor sich in seinen Erläuterungen über Namenstheorie, woher die verschiedenen Teile seines Namens stammten, was sie bedeuteten, warum er hier auch einen anderen

Nachnamen angenommen hatte und sie folgte ihm, so gut sie konnte. Der Zug rollte weiter und verschwand irgendwo in der Ferne in einem Wald.

Einige Tage verstrichen, ohne dass sie sich gesehen hätten, selbstverständlich nicht, es war schliesslich nur eine Zugbekanntschaft. Beide gingen sie ihrer Tätigkeiten nach, sie als Kulturbeauftragte, er als Illusionist, beide Berufe für den jeweils anderen undurchsichtig, aber mit äusserst anziehend klingenden Bezeichnungen. Und so kam der Abend des Konzertes. Frédéric kreuzte wie immer eine halbe Stunde vor Beginn auf und lauschte im Foyer den Menschen. „Nein, was sie nicht sagen, Frau Schwend. Aber ich dachte, sein Sohn wäre Anwalt?“

„Der Ältere ist Anwalt, der Jüngere ist der, der in die Politik eingestiegen ist.“

„Er war aber auch immer ein gewitztes Kerlchen, nicht wahr? Ich habe immer gesagt, aus dem wird einmal was.“

Oder: „Hören Sie, morgen werden wir noch den Umbau des Büros zu klären haben, ich möchte Sie natürlich dabei haben. Mir ist immer noch nicht klar, wie Sie sich das mit dem neuen Arbeitsplatz vorstellen.“

„Ganz einfach . . .“

Oder: „Sie hier? Ich wusste gar nicht, dass Sie auch in Konzerte gehen?“

„Manchmal muss man eben etwas für seine Bildung tun. Ich bin mit meiner Frau hier, darf ich vorstellen . . .“

Oder: „Sind Sie immer noch im Verein zur Förderung der Subkultur für jugendliche Angelegenheiten?“

„Ja und nein. Dieser Verein ist aufgegangen in der Kommission . . .“ und so weiter. Frédéric schlenderte durch das Foyer, blieb vor einigen Anzeigen stehen und las sie scheinbar interessiert. Als der Gong einmal schlug, begab er sich in den Menschenstrom und liess sich einfach mitziehen, die Treppe hinauf, zur Türe hinein, Abonnement vorweisen („Vierte Reihe“) und seinen Platz aufsuchen. Er nahm das Blatt hervor, das er unterwegs auf einem Tisch liegen gesehen und sich ergattert hatte, und las, was an diesem Abend gespielt werden würde. Die Reihen füllten sich, und aus dem Klangbrei konnte nicht einmal Frédéric, der aufmerksam lauschte, noch ein einzelnes Gespräch heraushören. Er blickte auf die Bühne und begann, nach Lea zu suchen, links, wo die Querflöten sass, oder besser die Querflötenspieler. Und richtig, da war die junge Frau, die er im Zug getroffen hatte, und spielte für sich einige schnelle Passagen durch. Dann sprach sie mit ihrem Nebenmann, der musste lachen, und sie spielte nochmals, diesmal mit ihm zusammen. Dann verstummten die Instrumente, die Stimmen im Saal dämpften sich, und die Oboe spielte ihr A, worauf das ganze Orchester darauf einging und in das A einstimmte. Eine Geige sprang in einem Dreiklang nach oben, eine Trompete liess sich mitreissen, und alle Instrumente verloren sich wieder in jeweils anderen Tönen. Nochmals das A der Oboe, und darauf wurden im Saal die Lichter gelöscht. Einige Sekunden Stille, die dann ein Zuschauer mit einem herzhaften Niesen unterbrach. Als der Dirigent den Saal betrat, wurde brav geklatscht, nur kurz, und nun warteten alle, bis der Dirigent seine Geiger begrüsst hatte und endlich begann. Das Konzert an diesem Abend begann mit einem Querflötensolo, gespielt von Lea, einige ruhige Takte lang, die der Dirigent mit seinem Taktstock in der Luft nachzeichnete, einige Töne, die aus dem silbernen Rohr entschlüpften und sich auf den Weg machten, das Publikum zu umschmeicheln, durch

den Saal eilten und dann irgendwo zwischen den Rängen verschwanden. Die Geigen nahmen die einfache Melodie auf, schickten den einzelnen Tönen aus Leas Instrument ihre eigenen hinterher, die durch den Saal tanzten, dem Publikum Freude bereiteten, um sich dann auch irgendwo zu verlieren. Der Dirigent holte mit seinem Taktstock aus, um dann mit einem Schlag einen wahren Springbrunnen von Tönen aus seinem Instrument, dem Orchester, hervorzubringen, eine Kaskade an Klängen, die sich liebevoll vermischten und das Publikum entführte aus dem Saal in einen Garten voll blühender Blumen und Bäume, zu einem jungen Frühling, der sich irgendwo versteckt hielt und nun, von den Tönen angelockt, heraustrat aus seinem Versteck und sich zeigte. Frédéric lauschte hingerissen diesen Klängen aus der westlichen Welt, ihm nicht von Kindesbeinen an vertraut, aber doch nicht fremd und unbekannt.

Nach dem Konzert, als sich die Zuhörer wieder in einem Strom zu den Türen begaben, Frédéric als einer von vielen unter ihnen, packte Lea ihre Flöte wieder ein, nahm die Noten vom Notenständer und plauderte dabei mit ihrem Nebenmann. Ein gutes Konzert sei es gewesen, alle in Form, aber sie habe Frédéric nicht gesehen. „Wer ist Frédéric?“

„Ach ja, von dem habe ich Dir ja gar noch nicht erzählt. Ich habe ihn kürzlich getroffen, er sagte, er habe ein Abonnement und käme heute Abend, aber ich habe ihn nicht gesehen. Er wird wohl schon wieder gegangen sein.“

„Muss ich jetzt eifersüchtig werden?“

„Nein. Ich habe ihn nur im Zug gesehen und wir haben geplaudert. Ich dachte, es wäre doch nett, wenn ich ihn heute nochmals sehen würde.“

„Na dann. Pass auf Dich auf, ja? Ich muss leider gehen, ich erwarte noch einen Anruf. Morgen sehen wir uns in der Stadt, ja?“

„Natürlich.“ sagte Lea, und er küsste sie. Sie erwiderte den Kuss, und eine Weile standen sie so da, während sich auch die Bühne leerte, er drückte sie fest an sich. Als er sich löste, flüsterte er: „Ich liebe Dich!“ Lea sah ihn mit ihren braunen Augen lange an, er nahm seine Flöte und seine Notenblätter und ging von der Bühne. Lea stand noch eine Weile im nun leeren Saal, nahm dann ebenfalls ihre Flöte, ging zu der Tür, merkte, dass sie ihre Notenblätter vergessen hatte, kehrte noch einmal um, fand sie am Boden liegend, nahm sie an sich und verliess den Saal. Hinter ihr gingen die Lichter wieder aus.

Sie sah ihn, als sie die Türe öffnete. „Ah, Du bist also doch gekommen? Ich habe Dich nicht gesehen.“ und sie deutete hinter sich, in Richtung des Saales. „Dafür ich Dich. Und ich habe Dich gehört! Wunderschöne Musik, die Ihr da spielt, jedesmal wieder wunderschön.“

Sie musste lächeln. „Danke sehr. Aber Du musst wohl unserem Dirigenten danken, ihm ist es zuzuschreiben, dass wir so absolut genial spielen!“

„Dann richte ihm meine Grüße aus, und meine aufrichtigste Bewunderung. Was ist, musst Du schon nach Hause oder können wir noch irgendwo etwas Flüssiges suchen gehen?“

„Etwas Flüssiges wäre nicht schlecht, denke ich.“ und so wanderten sie durch die Innenstadt auf ein Lokal zu, über die Musik diskutierend, er als Zuhörer, der das Werk nur als Ganzes gehört hatte und davon entzückt war, sie als Werkzeug der Musik, das die einzelnen Themen beinahe auswendig kannte und über ihre Aussagekraft zu berichten wusste. Sie betraten das Lokal, fanden einen freien Tisch beim Fenster und setzten sich. Auf dem Fenstersims stand ein Blumentopf mit Veilchen, und auf dem Rand stand eine kleine

Tonelfe, eines jener Geschöpfe, die man mit einem Metallstäbchen in die Erde steckt und die dann der Pflanze und den Menschen im Raum Schutz spenden. Sie stand mit ausgebreiteten Armen da, wie um die Welt zu umarmen, und hatte ein schelmisches Lächeln. Lea musterte sie und sagte dann: „So eine habe ich auch, aber meine ist etwas ruhiger.“

„Ah, ein Schutzgeist. Pflege sie, sie könnte Dir immer wieder nützlich sein und Dich vor jeglichem Kummer bewahren. Meine Mutter sagt immer: ‚Höre, wie die Geister um uns sind. Manche sind gut, manche sind böse. Die Kunst ist es, die bösen zu vertreiben und die guten zu behalten. Das ist es, was Du lernen musst!‘ Wir haben immer mit den Geistern gelebt, bei uns zu Hause. Mutter veranstaltete jede Woche einen Abend für die Geister, an dem wir in einem Kreis auf dem Boden saßen und jemand für unsere unsichtbaren Hausgenossen eine Geschichte erzählte. Böse Geister mögen keine Geschichten, musst Du wissen. Manchmal hat dann unser Vater noch einen kleinen Zauber gewirkt, und dann sind wir alle glücklich zu Bett gegangen. Ja, die Geister sind uns wichtig.“

Lea hatte den Kopf auf die Hände gestützt und lauschte Frédéric's Erzählung. Sie sah etwas verdrossen aus, als die Bedienung kam. „Was möchten Sie?“

Frédéric bestellte für sich ein Bier, und Lea tat es ihm gleich. „Und, hast Du gelernt, die bösen von den guten zu unterscheiden?“ fragte ihn Lea. „Ich glaube schon, mehr oder weniger. Manchmal reicht es, eine Geschichte zu erzählen, dann ziehen die bösen Geister weg, und die Unterscheidung ist hinfällig.“

„Dann erzähl mir doch die Geschichte von dem Haus, das Du baust. Und was ein Illusionist da zu tun hat.“

Die Bedienung brachte ihr Bier, Frédéric nahm einen Schluck und begann: „Ach ja, mein Haus. Diese Geschichte ist nicht lang. Als ich noch gar nicht auf dieser Welt war, da kam in unser Dorf ein junger Mann aus dem Westen. Er war der Sohn eines reichen Kaufmannes, und er hatte die Aussicht, einmal seines Vaters ganzes Erbe anzutreten. Sein Vater hatte ihn daher studieren lassen, und danach hatte er ihn auf Reisen geschickt, denn, so sagte er, ‚In der Welt liegt die Lehre.‘ Dieser junge Mann also kam in unser Dorf, und sofort war er umringt von vielen Leuten, denn unser Dorf liegt weit abseits jeglicher Zivilisation, und nur sehr wenige Fremde verirren sich dorthin. Er wurde dann von meinem Vater, der selbst schon in der Welt herumgekommen war, eingeladen, bei ihm zu übernachten, der junge Mann nahm das Angebot bereitwillig an, und so nahm er bei uns das Abendessen ein. Nun war es gerade jener Tag, an dem meine Mutter den Geisterabend durchzuführen pflegte, und der Gast wurde natürlich dazu eingeladen, und als man ihm erklärte, um was es dabei ging, war er zutiefst beeindruckt und wollte selber eine Geschichte erzählen. Es war eine westliche Geschichte, die meine Eltern und älteren Geschwister damals nicht kannten, aber sie gefiel ihnen und später haben sie sie mir einmal erzählt. Es hat mich gefreut, dass ich sie eines Tages hier wieder gefunden habe, in einem Eurer Märchenbücher. Dann wirkte mein Vater einen Zauber, wobei dem fremden jungen Mann wohl die Augen auszufallen drohten, und er schickte alle zu Bett und gestattete dem Fremden keine Fragen. Am nächsten Morgen aber wurde er offener und erklärte dem Fremden, dass das, was er gesehen habe, nicht etwa auf ihn zurückzuführen sei, sondern auf die Bauweise und die Bausubstanz des Hauses, auf ein Ritual, dass das Haus eingeweiht hätte und natürlich auf die Geister, die man einlade, pflege und darin

wohnen lasse. Alle Menschen in diesem Dorf kannten diese Art des Bauens, Weihens und Pflegens, und allen Kindern wurde sie auch beigebracht. Um es nun kurz zu machen, viele Jahre später kam der Fremde wieder, er war älter geworden, und er war ein reicher Mann, aber er zeigte keine der Verfallserscheinungen des westlichen Wohlstandes. Er bat meinen Vater, ihm im Westen ein Haus nach der Art der Häuser im Dorf zu bauen, Geld spiele keine Rolle. Mein Vater aber ist nun ein alter Mann, und er wollte sich nicht auf eine so lange Reise begeben. Also kam er zu mir und sagte mir: ‚Mein Junge, willst nicht Du mit diesem Mann gehen?‘ So eine Gelegenheit bietet sich nicht zweimal, und so willigte ich ein und fuhr mit diesem Mann zurück in den Westen. Bereits im Dorf begann er, mich auszubilden, und dort lernte ich in Anfängen Eure Sprache sprechen. Auf der Reise selbst sprach er fast nur noch in Eurer Sprache mit mir, um mir so ein Leben hier zu erleichtern. Und nun bin ich seit zweieinhalb Jahren hier und baue ein Haus.“

„Ist es denn eine Illusion, was Dein Vater da in seinem Haus gemacht hat?“

„Nein, aber der Fremde habe, als er meinen Vater den Zauber wirken sah, nur das Wort ‚Illusion‘ ausgerufen, in eurer Sprache, und im Dorf hat sich dieses Wort dann gehalten, obwohl niemand wusste, was es wirklich bedeutete. Wir haben auch noch andere Wörter dafür. Aber vor der Reise sagte mein Vater zu mir: ‚Nun bist Du ein richtiger Illusionenmacher‘, und der Fremde lachte und sagte: ‚Na dann komm, Illusionist. Ich sehe, dass in diesem Dorf wenig vergessen wird.‘ Also bin ich nun ein Illusionist. Nun habe ich meinen Anteil getan, die bösen Geister zu vertreiben, jetzt bist Du dran.“

Lea spielte mit dem leeren Glas vor sich und dachte nach. Anschliessend raffte sie sich auf und begann ihrerseits, nicht jedoch bevor sie mit einem Wink noch zwei weitere Gläser Bier bestellt hatten. „Bei uns hat man nie die bösen Geister vertrieben, eher die guten. Als ich noch ganz klein war, da war ich glücklich, denn wir waren nicht gerade arm, und ich hatte viele Spielsachen und Plüschtiere. Ich war ein Einzelkind, aber das machte mir nichts aus, denn meine Eltern spielten viel mit mir, und wir hatten immer viel zu lachen. So verbrachte ich die ersten zehn Jahre meines Lebens unbeschwert. Mein Vater und meine Mutter knuddelten und herzten mich bei jeder Gelegenheit, die sich bot, und ich war ein wildes Kind und immer neugierig. An meinem zehnten Geburtstag luden wir aber keine anderen Kinder zum Essen und Spielen ein, wie wir das sonst immer getan hatten, mein Vater war dagegen. Stattdessen wartete er bis Punkt Acht Uhr, um mir dann mein Geburtstagsgeschenk zu überreichen, wie er es nannte. ‚So, nun komm mit mir zum Licht.‘ Hat er gesagt, mich aufgehoben und ins Schlafzimmer getragen. Dort hat er sich ausgezogen und ist nackt vor mich hin gestanden. ‚Du musst Dich auch ausziehen!‘ Aber ich wollte nicht. Ich stand einfach da, stumm, und sah ihn an. Es war nicht das erste Mal, dass ich ihn nackt sah, natürlich nicht, ich war ja seine Tochter, aber ich sah ihn das erste Mal nackt und mit einem Ständer. ‚Zieh Dich aus!‘ befahl er mir lauter. Ich stand da. Da wurde es ihm zu bunt, und er zog mir einfach die Kleider vom Leib. Dann legte er mich aufs Bett und begann, mich zu liebkosen. Nun wehrte ich mich zwar, aber als zehnjähriges Mädchen gegen einen erwachsenen Mann . . .

Nachher lag ich weinend im Bett, Vater zog sich wieder an und ging aus dem Haus. Mutter kam dann herein und sagte mir: ‚Tut mir leid, mein Kind.‘ Tut mir leid! Nicht ‚Ich helfe Dir oder Ich schlage ihn für Dich tot‘, nein: ‚Tut mir leid.‘ Mein Vater hatte Sex mit mir, als ich zehn war, und Mutter tat das leid!“

Lea hatte die letzten Sätze nur mit Mühe aussprechen können und begann zu schluchzen. Frédéric legte seine Hand auf ihre. Sie fuhr fort: „Und als ich älter wurde habe ich mir geschworen, meinen Vater umzubringen. Jedesmal wenn er wieder kam und sagte: ‚Ich führe Dich zum Licht!‘ sagte ich mir, morgen bringst du ihn um, morgen. Als Kind habe ich mir das geschworen. Aber dieses Arschloch hat es fertig gebracht, mich sogar darin zu demütigen. Er hatte einen Autounfall, vor nun acht Jahren, bei dem er ums Leben kam, und er entging so den tausend Qualen, die ich mir für ihn ausgedacht habe.“

Frédéric blieb still, und so sassen sie eine Weile da, er hielt immer noch ihre Hand, sie schluchzte leise. Ringsherum beachtete sie niemand, der Lärm der anderen umgab sie wie einen Schutzmantel. Schliesslich fragte Frédéric: „Und Deine Mutter?“

„Sie hat alles vergessen. Vater starb, und nach einer Woche hatte sie alles vergessen, sie erinnerte sich nur noch an die schönen Dinge, nur noch an eine Reise mit ihm nach Rom, zum Beispiel. Ich konnte nicht mehr mit ihr darüber sprechen. ‚Du bildest Dir das nur ein, Kind.‘ und nichts weiter. Sie hat es einfach vergessen. Die ganzen zehn Jahre sind einfach aus ihrem Gedächtnis verschwunden. Ich besuche sie nur noch selten, wir haben einander nichts mehr zu sagen. Stell Dir vor, das kann man doch nicht vergessen!“ und sie schaute Frédéric mit einem von Tränen verschleierte, flehenden Blick an. Frédéric seufzte und antwortete dann: „Sie hat sich geschützt. Wahrscheinlich wäre sie wahnsinnig geworden, wenn sie darüber nachgedacht hätte, und so hat sie sich geschützt, indem sie alles vergass. Zugegeben nicht der beste Schutz, aber ein Schutz, der ihr willkommen war. Sie darf nicht mehr darüber sprechen, denn sonst kämen die Erinnerungen zurück. Ihr Unterbewusstsein blockt Dich darum einfach ab, wenn Du darüber sprechen willst. Mache ihr keine Vorwürfe, denn sie hat Deinen Vater geliebt, und wie schwer es ist, wenn ein geliebter Mensch böse wird, hast Du am eigenen Leib erfahren. Sie ist nicht verantwortlich für Deine verlorene Kindheit.“

„Nein, das ist sie nicht. Mein Vater ist der Schuldige!“

„Wenn Du das glaubst. Ich allerdings glaube nicht an Schuld und Unschuld, nur an Ursache, Wirkung und Verantwortung.“

„Das akzeptiere ich nicht! So nicht!“ sagte Lea, die sich wieder gefasst hatte. „Du musst es nicht akzeptieren. Es ist meine Überzeugung, und ich habe sie mit Dir geteilt. Ich habe nie gesagt, dass es auch Deine sein muss.“

„Dein Leben war zu glücklich. Wenn Du erlebt hättest, was ich erlebt habe, würdest Du nicht so denken. Niemals.“

„Mag sein. Ich wünsche Dein Leben niemandem, hörst Du, niemandem, aber ich glaube, dass so etwas mit einer Schuldzuweisung nicht einfach erledigt ist.“

„Ich bin müde,“ sagte Lea, „ich muss schlafen.“

Frédéric nickte, bezahlte die Rechnung und dann gingen sie zusammen hinaus. Dort verabschiedeten sie sich mit einem Händedruck, Lea sah erschöpft aus, und Frédéric fragte, ob er sie nicht nach Hause begleiten sollte. Sie zuckte mit den Schultern, dann nickte sie, und Frédéric ging neben ihr her, liess sich von ihr führen und war irgendwie doch der Führer. Lea sagte kein Wort, sie war in Melancholie versunken und in ihren Gedankenwelten verloren. Als sie vor ihrer Haustür anhielten, sah sie ihn nicht an, sagte leise „Danke“, stiess dann die Tür auf und bestellte den Lift. Er wartete vor der Glastür, bis der Lift kam. Sie ging hinein und drückte den Knopf in den vierzehnten Stock. Die

Türen glitten zu, und sie war verschwunden. Frédéric blieb noch eine Weile nachdenklich stehen und ging dann ebenfalls. Im Lokal kam die Bedienung zu ihrem Tisch und putzte ihn, dann hielt sie inne und sah die Elfe an. „Was haben sie Dir erzählt?“ fragte sie die Elfe, die aber immer noch mit ausgebreiteten Armen und demselben schelmischen Lächeln dastand und keine Antwort gab.

Lea traf sich am darauffolgenden Tag wie verabredet mit ihrem Freund, und zusammen bummelten sie durch die Strassen der Stadt, betraten hier ein Geschäft, dort eine Confiserie und beschenkten einander spontan, wenn ihnen etwas hübsches in die Augen fiel. Lea war aber nicht wirklich glücklich, natürlich, er war liebenswert, und im Bett war er auch nicht schlecht, und er war grosszügig und schwor ihr die ewige Liebe, aber er war sehr eifersüchtig, ‚wo bist Du gewesen, Lea, ich habe versucht, Dich zu erreichen, wer war dieser Mann, Lea, ein Freund?, kommst Du heute Abend essen, Lea, ah, nicht, wer ist es?‘, und sie fühlte sich heute nicht zum ersten Mal unwohl mit diesem Mann, sie war schliesslich ein Mensch und konnte tun und lassen, was sie wollte, oder etwa nicht?, und sie gedachte, dies ihrem Freund heute beizubringen, schonend natürlich. „Gehen wir noch etwas trinken?“ fragte er sie, umschlang sie mit seinen kräftigen Armen und drückte sie fest an sich. „Natürlich, gern.“ Warum sind solche Dinge immer so verdammt schwierig? Er führte sie in ein von ihm gewähltes Lokal, und es traf sich, dass sie an demselben Tisch sassen, an dem Lea am Abend zuvor mit Frédéric etwas getrunken hatte. Die Bedienung kam und fragte sie, was sie denn wollten. Es war dieselbe Frau wie am Abend zuvor, und sie lächelte Lea genauso schelmisch zu, wie es die Elfe auf dem Fenstersims tat. Jetzt musst Du es ihm sagen, Lea, jetzt oder immer unfrei bleiben. „Ich bin nicht glücklich.“ Scheisse, du hast es gesagt. Wie in einem Film spielte sich vor Leas Augen Folgendes ab: Ihr Freund, der aus dem Fenster geschaut hatte, drehte ruckartig den Kopf, wie eine Maschine, und seine Augen fixierten sie. Rings um diese grossen, bösen Augen verschwamm alles zu einem Brei. Über den Augen tauchte langsam eine Stirn auf, um sich dann in Runzeln zu legen. Unter den Augen erschien ein Mund, dessen Lippen sich zusammenkniffen, bis sie nur noch ein dünner, rosa Strich waren in diesem Gesicht, das nach wie vor von den grossen, bösen Augen dominiert wurde, Augen, die sie verschlangen, Augen, die sie distanziert musterten, Augen, die nichts anderes sahen als ihren weiblichen Körper. „Genau das meine ich!“ schrie Lea auf. Plötzliche Totenstille, alle Köpfe im Raum hatten sich, genau wie jener Erste, wie Hunderte von gleichen Rädern, genau gleich ruckartig herum gedreht, Tausende von Augen musterten sie. Der Moment ging vorüber. Die Leute wandten sich wieder ihren eigenen Gesprächen zu, und ihr Freund hatte wieder die Liebe in seine Augen zurück gezwungen. „Warum bist Du denn nicht glücklich?“

„Es ist . . . so ohne Sinn, irgendwie . . .“

„Wir lieben uns, Lea, das braucht keinen Sinn.“

„Das meinte ich nicht. Wir führen nur eine sexuelle Beziehung.“

„Wir waren doch in der Stadt. Wir trinken doch etwas zusammen. Wir spielen im Orchester.“

„Aber das verbindet uns nicht.“

„Oh doch, sehr sogar. Weissst Du, dieses Gefühl, das Du da hast, kenne ich auch, das ist das Loch, wenn man eine Premiere hinter sich hat. Dieses Gefühl vergeht wieder, Lea,

Du musst nur Vertrauen zu Dir und zu mir haben. Ich liebe Dich.“

Es war nicht das Premièrenloch, und im Grunde genommen wusste Lea das. „Du hast sicher recht.“

Ihr Freund führte sie am Abend doch zum Essen aus, und anschliessend brachte er sie nach Hause. Er fragte nicht, ob er noch bleiben dürfe, er blieb einfach. Und als er endlich gegangen war, fühlte Lea sich ähnlich wie damals, als ihr Vater sie zum Licht geführt hatte.

Die Tage vergingen, der Sommer wurde noch wärmer, und die Menschen trieb es nach draussen ans Wasser. So kam es, dass eines Tages Frédéric Lea und ihren Freund am See wiedersah. Also verliess er seinen Liegeplatz und schlenderte zu den Beiden hinüber. „Frédéric,“ rief Lea „hier sind wir.“ Ihr Freund blickte ihm beinahe ebenso erwartungsvoll entgegen, wie Lea dies tat. „Guten Tag Ihr beiden.“ grüsste Frédéric. „Das Wetter lädt zum Bade. Hat jemand Lust?“

Frédéric schaute sie unschuldig an, und Lea musste grinsen. Ihr Freund antwortete: „Wir wurden einander noch nicht vorgestellt, glaube ich.“

„Frédéric nennt man mich. Lea hat Ihnen bestimmt bereits etwas über mich erzählt. Ich würde wirklich gern schwimmen.“

Lea schaltete sich ein: „Ich werde Dir gerne Gesellschaft leisten. Und Du?“ fragte sie, an ihren Freund gewandt. Der überlegte eine kurze Zeit, dann sagte er zu ihr: „Geh nur. Mir ist gerade nicht danach.“ und warf Frédéric einen misstrauischen Blick zu. Lea indes stand auf, und zusammen mit Frédéric marschierte sie zum Wasser. Nach einigem Zögern und Schaudern, denn das Wasser war nicht so warm, wie sie es sich gewünscht hätten, waren sie endlich in den Wellen unterwegs. „Der hört sich ja an, als hätte er das Sorgerecht für Dich.“ sagte Frédéric. „Er ist einfach nur eifersüchtig, immer ist er eifersüchtig. Er sieht in Dir einen Rivalen, der um meine Gunst kämpft und mich erobern will. Da muss man jedem gegenüber misstrauisch werden.“

„Dann musst Du ihn eben erziehen.“

„Erziehen? Das habe ich versucht, aber er hört mir gar nicht zu. So wie Du ein Rivale bist, bin ich eine Trophäe, und Trophäen sagen nichts. Jedenfalls nichts Relevantes.“

„Ach du meine Güte. Lea, seid Ihr denn nun ein Liebespaar oder nicht? Du kannst doch Dein Leben leben, wie es Dir gefällt.“ Lea seufzte. „Immer, wenn wir uns treffen, sagst Du mir, ich mache etwas falsch. Aber anscheinend hast Du diesmal recht. Ich wollte ihn loswerden. Aber er hat mir nicht zugehört. Es ist wie jedesmal. Ich finde einen Mann, der verspricht mir alles, was ich will, ich falle darauf herein, und am Ende haben wir Sex, Sex, Sex. Und ich werde ihn nicht mehr los. Warum erzähle ich Dir das eigentlich alles?“

„Keine Ahnung, weil Du mir vertraust, vielleicht. Weil ich geheimnisvoll bin. Oder weil ich so gut aussehe. Ich dachte, Du wolltest mit Sex nichts mehr zu tun haben?“

„Es ekelt mich an. Jedesmal. Und doch ist es immer wieder schön, unirdisch schön. Ach, ich weiss doch nicht. Guter Sex ist wie eine Therapie.“

„Darauf antworte ich nichts. Was ist, schwimmen wir zurück? Wann habt Ihr eigentlich das nächste Konzert?“

„Das musst Du Dir unbedingt anhören . . .“ und sie schwammen wieder zurück in Richtung Ufer, wo Leas Freund, scheinbar desinteressiert, bereits auf sie wartete.

Ihr Freund war nicht mehr nur eifersüchtig, er war wutentbrannt. Natürlich hielt er sich

zurück, solange sie noch am See waren, aber auf dem Heimweg begann er ihr Vorwürfe zu machen, und als sie bei ihr zuhause ankamen, legte er richtig los. „Du hast mich alleine gelassen, am Strand, um mit diesem Frédéric schwimmen zu gehen.“

„Hey, ganz ruhig. Ich bin Dir keine Rechenschaft schuldig über mein Tun und Lassen. Ich bin ein Mensch, und als solcher bin ich frei.“

„Mir keine Rechenschaft schuldig? Du bist immerhin meine Partnerin, und so, glaube ich, habe ich ein Recht zu erfahren, warum Du diese Dinge tust und jene nicht. Du gehörst mir und nicht jenem dahergelaufenen Frédéric.“

Er wandte sich von ihr ab, zum Tisch, und stützte seine geballten Hände auf die Platte. Sein Blick schweifte wild umher, blieb am Telefon hängen. Lea stand mitten im Zimmer und beobachtete ihn. Er machte zwei Schritte auf das Telefon zu, riss einen gelben Post-It-Zettel, der daran klebte, los und drehte sich wieder zu Lea. „Und was ist das?“ Seine Stimme war ein Zischen. „Seine Telefonnummer.“ antwortete sie ihm trotzig. Er lief rot an, zerknüllte den Zettel und warf ihn auf den Boden. „Seine Telefonnummer? Ist er denn Dein Liebhaber? Du darfst ihn nicht anrufen!“

Lea erschrak, aber dann wurde sie auch wütend. Ganz leise und bedrohend sagte sie: „Ich gehöre Dir nicht, und ich darf auch mit jenem dahergelaufenen Frédéric telefonieren und sogar ins Bett steigen, wenn ich das will!“

Er begann zu schreien. „Hüpfst Du mit jedem Hund ins Bett!? Ist Dir denn niemand gut genug!?“

„Offenbar ist das so, wenn ich Dich jetzt ansehe.“

Er machte einen Schritt auf sie zu, ergriff mit der rechten Hand ihr schwarzes Haar und zog ihren Kopf zurück. „Du kleine Hure wirst mich noch kennenlernen. Du wirst Dir wünschen, diesen Frédéric nie gesehen zu haben, wenn ich mit Dir fertig bin.“ Dabei näherte er sein Gesicht ihrem Gesicht und als er fertig gesprochen hatte, presste er seinen Mund auf den ihren. Sie versuchte, sich ihm zu entziehen, vergeblich. „Tu das nicht.“ presste sie hervor. Er nahm seinen Mund von ihren Lippen. „Oh doch, genau das werde ich tun.“

Er begann, ihr die Kleider vom Leib zu reißen, und alle ihre Versuche, sich zu wehren waren vergeblich. Lea kämpfte mit dem Mann und ihren Tränen, und beide Kämpfe verlor sie. Am Ende stand sie nackt und weinend vor ihm, und er zog sich ebenfalls aus, nur mit einer Hand, die andere immer noch fest in Leas Haar gekrallt und dran zerrend. Als auch er in seiner Nacktheit vor ihr stand, hob er sie mühelos auf und trug sie in ihr Schlafzimmer, wo er sie auf das Bett warf. Er war sogleich über ihr, presste mit seinen Beinen ihre Schenkel auseinander und drang in sie ein. Sie kratzte ihn, biss ihn, wand und drehte sich und schrie, aber das alles machte ihn nur noch wilder und rasender. Da brach sie. Sie erschlaffte und lag als Sklavin unter ihm, der in immer schnelleren Stößen in ihr auf und ab glitt. Sie liess ihn gewähren, sie wartete nur noch ab, dass er fertig war und ging. Nach einer Ewigkeit bäumte er sich auf, flüsterte ihren Namen und fiel dann neben sie, wo er eine Weile liegen blieb. „Das war der beste Orgasmus, den ich je hatte.“ flüsterte er ihr ins Ohr, dann rollte er von ihr weg, stand auf, ging ins Wohnzimmer, zog sich an und verliess ihre Wohnung. Lea blieb liegen, lange Zeit, nackt und gebrochen, und weinte.

Das Telefon schellte. Frédéric war gerade in der Küche beschäftigt, er stellte den Teller

in die Spüle, trocknete sich die Hände und ging dann, um abzuheben. „Ja, hier Frédéric.“ meldete er sich. „Ich glaube, ich werde mich umbringen. Kannst Du kommen?“ sagte am anderen Ende der Leitung Lea. „Du willst . . . Was? Warte auf mich, unbedingt, ich komme sofort!“ Frédéric hingte auf, fluchte leise und rannte dann zur Wohnungstür. Er griff sich im Vorbeigehen von dem kleinen Schränkchen beim Eingang den Autoschlüssel und stürzte hinaus. Die Tür fiel hinter ihm mit aller Wucht ins Schloss. In der Spüle trocknete langsam der zurückgelassene Teller. Er fuhr zu schnell durch die von den Laternen und dem Mond erleuchteten Strassen, ungeduldig an jeder Ampel, die wie zum Spott alle auf Rot schalteten, wenn sie ihn kommen sahen. Es war spät, und so war er beinahe alleine unterwegs in der Stadt. Besser so, denn so war es nicht allzu gefährlich. In seinem Kopf wirbelten die Gedanken. Warum er, wo sie sich doch erst dreimal gesehen hatten? Und warum fuhr er überhaupt zu ihr? Was ging es ihn an? Es war doch ihr Leben, das sie beenden wollte, nicht seines. Und doch war er ins Auto gerannt und losgebraust. Da schoss es ihm durch den Kopf, dass sie vielleicht die Türe abgeschlossen hatte. Oder dass sie gar nicht zu Hause war, sondern irgendwo auf einer Brücke stand. Und er hätte doch die Polizei alarmieren sollen, oder? Er fuhr vor dem Hochhaus vor, in dem sie wohnte, stellte das Auto vor dem Haupteingang ab und rannte die Treppe hinauf in das Haus hinein. Dort drückte er den Liftknopf. Der Lift wollte nicht kommen. Die Anzeige zählte quälend langsam von neun abwärts. Acht. Sieben. Minuten verstrichen zwischen jedem Wechsel. Fünf. Vier. Komm schon, so lange kann das doch nicht dauern. Drei. Zwei. Endlich. Eins. Frédéric schien, als ob der Lift unheimlich lange im ersten Stock wartete. Mit einem hellen „Bing“ öffneten sich die Türen. Frédéric warf sich förmlich in den Lift und drückte den Knopf in den vierzehnten Stock. Die beiden Türen schlossen sich, und der Lift setzte sich in Bewegung. Er liess sich Zeit auf seinem Weg nach oben, wie um in jedem Stock kurz zu verweilen und die leeren Gänge anzuschauen. Aber schliesslich glitten die Türen wieder auseinander. Frédéric rannte aus dem Lift, drei Türen waren da, er musste sich auf jedem Klingelkopf den Namen ansehen, und dann ging er einfach in die dunkle Wohnung hinein. Es war nicht abgeschlossen. Aus einem Zimmer dröhnte klassische Musik. Frédéric steuerte auf dieses Zimmer zu, stiess die Türe auf und sah, wie Lea auf dem Fenstersims stand, nackt, die Finger am Fensterrahmen festgekrallt, und sich im Takt der Musik wiegte, vor und zurück, vor und zurück. Dabei summte sie leise. Der abnehmende Mond schien zum Fenster herein, und er warf ihren Schatten auf das Bett. Im Zimmer brannte ein Kerze. „Um Gottes Willen, was tust Du da?“ schrie Frédéric. Lea summte etwas lauter, zögerte dann, drehte den Kopf und sagte: „Vergessen.“ „Aber doch nicht so. Das ist nie der richtige Weg. Komm da herunter!“ Frédéric ging auf das Fenster zu. „Bleib wo Du bist! Ich springe!“ Leas Stimme knallte wie ein Peitschenhieb durch das Zimmer. Sie lehnte sich weit nach draussen. „Wieso willst Du springen. Was hat Dir das Leben getan, dass Du es beenden willst. Was?“ „Das Leben? Ihr Männer wart es! Ihr habt mich missbraucht für eure animalischen Gelüste, ihr wart es, die mir mein Leben weggenommen habt und darauf herumgetrampelt seid! Nun gut, ihr könnt es haben, mein Leben.“ „Wir wollen es nicht. Du tust uns viel zu viel Ehre an, wenn Du uns hasst. Wir sind zu gering, um gehasst zu werden!“ „Ehre? Ich verabscheue euch, ist das Ehre?“

„Du huldigst geradezu. Du opferst Dich sogar für uns, und machst uns dadurch zu übermächtigen Wesen, zu Göttern. Ja, Du tust uns Ehre an. Hör zu, es ist Dein Leben. Du sollst Dein Leben leben, und nicht das Leben anderer.“

„Ich weiss. Du hast gesagt, ich sei frei in meinen Entscheidungen. Ich könne mein Leben leben, wie es mir gefällt. Und mir gefällt es, jetzt und hier hinunterzuspringen.“

„Das ist aber nicht leben. Das ist der Tod, den Du suchst, dann hast Du nichts mehr, was Du leben kannst!“

Lea zögerte wieder, drehte den Kopf und sah nach draussen, zuerst nach unten, dann hinauf zum Mond. „Rette mich!“ flüsterte sie. „Das kann ich nicht.“ antwortete er. Leas Finger verkrampften sich um den Rahmen, unten, tief unter ihr wartete das Vergessen, sie brauchte nur zu springen und sich in seine Arme zu begeben. Sie müsste nur loslassen, und die Dunkelheit würde sich wie ein schützender Mantel um sie legen, ihr ganzes beschissenes Leben verschlucken und dem Vergessen, das daneben stand, übergeben. Nur loslassen. Lichter schwirrten um Lea, lockten sie nach vorne, komm, lass los, ihre Finger begannen sich zu strecken, sie lehnte sich vor, komm, komm, ja ich komme, nehmt mir mein Leben, komm, wir lassen Dich vergessen, Lichter, überall Lichter, sie wirbelten, ihre Finger öffneten sich, Du bist mein, komm zu mir, Leas Finger waren gestreckt, die Arme ausgebreitet, zum Fliegen bereit, aber immer noch gestützt vom Rahmen, komm, komm, zum Licht, sie lehnte sich vor. „Nein!“ sagte eine Stimme hinter ihr. Lea stiess mit aller Kraft die Arme nach vorne, die Hände klatschten vor ihr zusammen, sie fiel zurück, rückwärts durch den Fensterrahmen und auf den Boden hinter ihr, Lichter überall Lichter. Und eine Stimme, die etwas sagte. Frédéric trug sie zum Bett, legte sie darauf und deckte sie zu. Er schaltete die Musik aus. Dann ging er aus dem Schlafzimmer, im Wohnzimmer sah er einen Haufen Kleider, Leas Kleider, als wären sie einfach so da hingeworfen worden, ging in die Küche, suchte eine Schüssel, füllte sie mit kaltem Wasser, nahm das Geschirrtuch und trug alles zurück in Leas Zimmer. Dort setzte er sich auf die Bettkante und tupfte mit dem Tuch den Schweiss von Leas Stirn. Sie öffnete die Augen. „Du hast mich gehalten.“ hauchte sie. „Das warst Du selber. Ich kann Dich nicht retten, das konnte ich nie. Du hattest eine Wahl, und Du hast Deine Entscheidung getroffen.“ „Liebst Du mich?“

Frédéric sah Lea an. Er sah ihr Gesicht, braune Augen, mit Tränen darin, er sah ihren Mund, ein Lächeln in den Mundwinkeln, er dachte an ihren Körper, den schönen Körper einer begehrenswerten Frau, er sah Lea, wie sie hilflos dalag. Nach einer Weile sagte er: „Ja, ich liebe Dich auf meine Weise. Erwarte aber nicht, dass sie Deiner Weise entspricht. Schlaf jetzt.“

Lea schloss die Augen, und mit einem Seufzer glitt sie in das Reich der Träume. Lichter waren dort und tanzten mit ihr. Frédéric küsste sie auf die Stirn, er setzte sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch und betrachtete Lea im Mondlicht. Dann ging auch er hinüber in die andere Welt der Träume. Draussen zog der Mond in Richtung Westen davon, ein Wind kam auf, der die Vorhänge des Zimmers bauschte und die warme Sommerluft vor sich her stiess. Der Wind trug Wolken mit sich, zuerst nur Vorboten, dann ein ganzes Heer, das die Sterne auslöschte und den Mond, noch bevor er den Horizont erreichen und sich dahinter verstecken konnte, umhüllte. Die Wolken sangen von Regen, aber noch warteten sie.

Der Morgen brach dementsprechend düster an, die Sonne sah man nicht, die Dämmerung hatte Mühe, die Dunkelheit aus dem Zimmer zu vertreiben, und in den Ecken war immer noch ein wenig Nacht, die sich vor der Dämmerung verbarg. Frédéric wachte auf, sein Nacken war verspannt. Er gähnte, streckte sich und stand dann auf. Er ging zum Bett und schaute auf Lea. Sie lag auf dem Rücken, die linke Hand lag auf der Bettdecke, das Gesicht friedlich und entspannt, mit einem Lächeln in den Mundwinkeln. Sie war schön. Frédéric ging in die Küche und begann, Frühstück zu machen. Auf dem Fenstersims sah er eine Tonelfe, eines jener Geschöpfe, die man in einen Blumentopf steckt und die dann um das Wohlergehen der Pflanzen und Menschen im Zimmer besorgt sind. Die Elfe sass auf dem Rand des Blumentopfes, an den Kaktus darin gelehnt, hatte die Hände mit den Handflächen nach oben im Schoss und schaute Frédéric mit grossen Augen an. Er suchte Messer und Teller und stellte sie auf den Tisch. „Weisst Du,“ sagte er zu der Elfe, „manchmal möchte ich sein wie Du. Du sitzt einfach da, und nichts kümmert Dich. Ich stelle mir vor, wie Du uns Menschen zuschaut und insgeheim über uns lachst, wir mir unseren Problemen. Weisst Du überhaupt, was Probleme sind? Es muss schön sein, so eine Elfe zu sein, ohne sich zu kümmern um die Wirren des Lebens. Und ohne sich zu kümmern um den Tod.“ Frédéric hatte das Brot auf den Tisch gestellt und drehte sich wieder zu der Elfe um. „Ja, wir fürchten den Tod, und doch lieben wir ihn. Es ist, als ob Du einem Kind sagst, tu das und das nicht. Es wird losziehen, um das Verbotene zu tun. Bei uns Erwachsenen ist das ähnlich. Wir fürchten den Tod, er ist verboten, und doch, oder genau deswegen, möchten wir alle mit ihm spielen. Er zieht uns an. Er lockt uns zu sich, weil er verboten ist. Irgendwie ist das seltsam. Wir haben doch genug Probleme mit dem Leben, ohne noch dabei den . . .“

„Was tust Du da?“ fragte hinter ihm Lea. Frédéric drehte sich herum, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, wie ein Junge, der beim Versuch ertappt worden war, Kekse zu klauen. „Frühstück.“ sagte Frédéric und grinste unschuldig. Sie setzten sich hin und strichen sich Brote. Sie wagten es nicht, einander in die Augen zu schauen, und so musterten sie interessiert ihre Teller. Was tut man denn in so einer Situation? „Ich – Du, ich möchte Dir danken.“ begann Lea stotternd. „Du hast mir das Leben gerettet.“

„Das war doch selbstverständlich. Aber Du hast die Entscheidung getroffen. Ich war einfach nur da.“

Sie schwiegen wieder und assen ihre Brote. Als sie fertig gegessen hatten, standen sie auf und räumten weg. Beide waren sie nervös, und so fielen beide Messer und die Butter zu Boden, bevor alles wieder dort war, wo es hingehörte. „Ich denke, Du kannst jetzt gehen. Ich komme klar.“ meinte Lea. „Bist Du sicher? Ich meine, machst Du keine, nun, Dummheiten?“

„Nein, das ist schon in Ordnung. Wie Du sagtest, ich habe meine Entscheidung getroffen. Ich fürchte, dass es die schwerwiegendere war.“

„Wenn Du meinst.“ Sie standen beide in der Küche, unentschlossen. Schliesslich drehte er sich um und ging zur Wohnungstüre, sie kam hinter ihm her. Er nahm die Autoschlüssel, die er gestern in der Hast auf den Boden geworfen hatte, und drehte sich zu ihr um. „Na dann. Bis irgendwann.“ Er reichte ihr die Hand, sie schüttelte sie flüchtig, er öffnete die Tür und ging hinaus. Er schloss die Türe von aussen vorsichtig und leise. Sie stand noch eine Weile da und überlegte, was sie jetzt tun sollte. Schliesslich ging sie zurück in die

Küche. „Was hat er Dir erzählt?“ fragte sie die Elfe, die mit ihren grossen Augen Lea anschaute.

Lea liess sich entschuldigen. Sie konnte nicht mehr neben diesem Kerl Flöte spielen. Musik benötigt eine Seele und Mut, und beides, so dachte Lea, könnte sie dort nicht mehr aufbringen. Also fand das nächste Konzert ohne sie statt, und sie sass zu hause bei ihrer Elfe und erzählte ihr Geschichten, um die bösen Geister zu vertreiben, als das Telephon klingelte. Es war Frédéric. „Warum bist Du denn nicht beim Konzert?“

„Weil ich Anderes im Kopf habe. Ich habe Dir doch erzählt, dass ich ein Haus baue. Nun ist es fertig, heute habe ich selbst den letzten Handgriff getan, und nun möchte ich es Dir zeigen. Hast Du Zeit?“

„Ja, ich habe Zeit. Warum wusstest Du, dass ich nicht beim Konzert bin?“

„Ich bin ein kluges Köpfchen. Ich hole Dich in etwa zehn Minuten ab.“ und er hängte auf. „Jetzt hat der sein Haus fertig gebaut und will es mir zeigen. Ist das nicht wundervoll? Vielleicht hat er danach noch etwas Zeit, um mit mir hierher zu kommen. Oder er lädt mich zu sich ein. Eigentlich ist er ein guter Mensch. Ein sehr guter. Er hat mich im Diesseits gehalten. Wer weiss, für einen Neuanfang ist es vielleicht nicht zu spät.“ Die Elfe schaute sie an und antwortete nicht. „Aber eigentlich ... Seltsam. Was ist das?“ Die Elfe sprach noch immer nicht, aber es war Lea, als ob sie etwas mehr lächelte als vorher. Lea ging in ihr Schlafzimmer und suchte sich ein passendes Kleid hervor. Diesmal klingelte Frédéric an der Türe. Lea liess ihn eine Weile warten, dann erst öffnete sie, gebührend langsam. Frédéric blieb die Luft weg. „Gefällt es Dir?“ fragte Lea spitzbübisch. „Es ist wunderhübsch. Darf ich bitten?“ Er bot Lea seinen Arm an. Sie hakte sich unter, schloss hinter sich die Türe ab und zusammen betraten sie den Lift. „Ich dachte mir, dass wir heute ja ein Haus einweihen. Da muss man sich doch schön anziehen, oder?“ Frédéric musste lachen. „Ich bin sicher, dem Haus wirst Du ebenso gefallen wie mir.“ Er führte sie zu seinem Auto und hielt ihr die Türe auf. Dann stieg er selbst ein und fuhr los. „Eins musst Du mir erklären.“ fragte Lea, als sie unterwegs waren „Du sprichst unsere Sprache beinahe perfekt, und Du kannst Dinge, von denen ich nicht denke, dass man sie in Eurem Dorf lernen kann. Westliche Dinge. Wie kommt das?“

„Sprichst Du vom Autofahren?“

„Nicht nur. Du verhältst Dich so, als würdest Du seit Deiner Geburt hier leben. Ich würde nicht denken, dass Du aus dem Osten kommst.“

„Ein Teil bleibt mein Geheimnis. Den anderen Teil will ich Dir verraten: In der Welt liegt die Lehre. Man muss sich ihr nur öffnen, und dann teilt die Welt einem alles bereitwillig mit, was man wissen will. Ich kam hierher und habe mich einfach Eurer Welt hingegeben, ich liess alles auf mich zukommen. Ich hatte keine Angst vor der Fremde, und so habe ich sehr vieles gelernt. Der Mensch ist zu Dingen fähig, die uns alle immer wieder erstaunen.“ „Du bist ein sehr erstaunliches Wesen.“ Es war keine Frage, aber Frédéric antwortete gleichwohl. „Viele Leute würden das sagen, aber nur, weil sie die Dinge, die ich tue, nie selber ausprobiert haben. Sie wären genau so fähig, diese erstaunlichen Dinge zu tun.“ Frédéric hatte sie in ein Aussenquartier der Stadt gefahren, und so kamen sie zu dem Haus. Es lag in einem Garten, in dem in Beeten Blumen in vielen Farben blühten, sie hielten aber in der Nacht ihre Farben zurück und ihre Kelche geschlossen. Von den Strassenlaternen wurde das Haus erhellt. Drei Stufen führten auf eine Veranda, die über

die gesamte Vorderfront lief. Die Eingangstüre war gross, aus Holz und mit Schnitzereien verziert. Auf der rechten Seite war so etwas wie ein Turm zu sehen, einfach ein Stockwerk mehr, aber nur von der Ausdehnung eines grossen Zimmers. Das Dach war auch nicht nur dreieckig, wie man das bei vielen Häusern sieht, es war eher ein Gewirr aus mehreren Dächern, was dem Ganzen den Anschein eines Labyrinthes gab. Das Haus hatte grosse Fenster, die am Tag bestimmt sehr viel Licht ins Innere eindringen lassen würden. Aber eine Eigenschaft dominierte alle anderen, sie war sanft und doch immer präsent: Das Haus wirkte alt. Es war nicht seine Fassade, die war in perfektem Zustand, und das Efeu, das an den Ecken gepflanzt worden war, hatte noch nicht einmal Halt gefunden, um am Haus hochzuklettern. Dem Augenschein nach war das Haus gerade erst fertig gestellt worden, was ja auch der Wahrheit entsprach, aber doch strahlte es bereits eine Ehrwürdigkeit, eine Weisheit, eben ein gewisses Alter aus. „Was ist das?“ fragte Lea, als sie aus dem Auto ausgestiegen waren und auf das Gartentor zuingen. „Es sind die Geister, die es bereits jetzt bewohnen.“ antwortete Frédéric. Er öffnete das Gartentor und führte Lea zwischen den Blumenbeeten hindurch zur Eingangstüre. Er nahm aus seiner Hosentasche einen Schlüssel hervor und öffnete damit den Eingang. Dann trat er zur Seite, verbeugte sich, wies mit den Händen auf den Eingang und sagte: „Darf ich bitten einzutreten?“

Lea verbeugte sich ebenfalls, richtete sich wieder auf und betrat das Haus. Kein Licht brannte, aber der Mond, im Abnehmen begriffen, schien durch eines der Fenster und beleuchtete den grossen Eingangsbereich. Links und rechts sah Lea zwei Türen, und vor ihr führte eine breite Treppe in den zweiten Stock. Sie hörte hinter sich Frédéric hereinkommen und leise die Türe schliessen. „Gefällt es Dir?“ fragte er, es hörte sich etwas ängstlich an. „Ich habe ja noch nicht viel gesehen, aber es sieht vielversprechend aus. Können wir es uns ansehen?“

„Dazu sind wir da.“

Er nahm sie bei der Hand und führte sie durch das unmöblierte Haus, in jedem Zimmer kurz verweilend und seine Ideen erklärend. Er machte nirgends Licht, er hatte nur eine Kerze dabei, die er im Eingangsbereich entzündet und mitgenommen hatte. Lea war fasziniert von den grossen Räumen, sie war entzückt über manche bemalte Wand, sie lauschte hingerissen Frédéric's Stimme. „Und nun möchte ich Dir noch das Schlafzimmer im dritten Stock zeigen. Es liegt im Turm. Hier entlang, bitte.“

Er führte sie eine weitere Treppe nach oben, in ein grosses Zimmer mit Fenster nach allen Seiten. Auch in diesem Zimmer standen noch keine Möbel, aber doch sah Lea schon das Bett vor sich, wie es einmal an der Wand stehen würde, und vom Bett aus würde man, egal zu welcher Jahres- und Tageszeit, die Sonne sehen können. Die Decke war bemalt, sie zeigte einen Wald mit allerlei Tieren darin, die scheinbar wachsam den Schlafenden behüteten. „Siehst Du diese Tiere dort?“ fragte Frédéric Lea „Ich habe diese Szene selbst gemalt, mit ein wenig Hilfe.“ Er zog seine Hand schnell durch die Luft und wies an die Decke. Sein Arm hinterliess eine winzige Funkenspur in der Luft, kleine Lichter, die eine kurze Zeit verharrten und dann zu Boden fielen, nach und nach verlöschend. Statt zu der Decke schaute Lea ungläubig auf diese Funken. Frédéric betrachtete sie amüsiert, breitete dann die Arme aus und drehte sich einmal im Kreis. Seine Arme hinterliessen die Funken, und so war Frédéric wie in einen glitzernden Mantel gehüllt, der langsam

zu Boden fiel. Lea hob die Hand und drehte sie um. Kleine Fünkchen stoben von ihrer Hand davon, als sie sie schnell schloss. Sie schaute Frédéric staunend an, wie ein kleines Kind, das ein Wunder betrachtet. Dann lachte sie und wedelte mit den Armen. Vor ihr war ein Sternenvorhang, langsam zu Boden sinkend und verlöschend. Frédéric begann zu sprechen. „Ich schenke Dir hiermit eine Katze,“ er formte mit den Händen in der Luft eine Katze und entliess sie mit einer öffnenden Geste. Die Funkenkatze sprang auf Lea zu und schmiegte sich schnurrend an sie, langsam zerfliessend „damit Du niemals einsam bist. Und da, schau, eine Rose,“ in seinen Händen begann eine Rose Gestalt anzunehmen, die er ihr dann überreichte „als Zeichen meiner Bewunderung.“ Die Rose verging langsam wieder, sie zersprang in viele kleine Fünkchen, die im Dunkeln aufleuchteten und dann vergingen. „Und hier gebe ich Dir ein Pferd,“ er formte ein Mini-Funkenpferdchen, dass auf Lea zugaloppierte „als Zeichen Deiner Freiheit.“ auch das Pferd zerstob in einem Funkenregen. Lea versuchte es auch. „Ich überreiche Dir eine Tulpe,“ sie formte mit ihren Händen eine Tulpe, die sie dann Frédéric überreichte, der sich die Blume ans Gesicht drückte, bis alle Funken verflogen waren „weil ich Dich sehr mag. Und die Katze,“ sie machte eine goldene Funkenkatze und schickte sie zurück „wollen wir uns teilen.“ Dann lachte sie Frédéric freudig an. Er fuhr fort. „Hier, nimm einen Wasserfall,“ auf eine weit ausladende Geste hin formte sich eine Kaskade von goldenen Sternen, die über einen imaginären Rand fielen, direkt in einen Teich voller Funken „an dem Du Dich erfreuen kannst.“ Lea schöpfte mit beiden Händen Wasser aus dem Funkenteich und liess sich die goldenen Sterne durch die Finger rinnen. Dann formte sie ein Reh, dass zum Wasser ging, um zu trinken. „Auch Tiere sollen das Reich bevölkern.“ Sie formten eine ganze Welt aus goldenen Funken, sie riefen Tiere, die Sonne, Regenbogen, Wolken, Bäume, Gewässer, Wiesen und Menschen hervor, und mit jedem Geschöpf, dass sie zu dieser Welt hinzufügten, wurden die Funken heller, grösser und beständiger. Das gesamte Zimmer war erfüllt von einem Goldregen, und in dessen Mitte sassen der König und die Königin auf zwei goldenen Thronen und erschufen die Welt, fügten neue Dinge hinzu, wo alte vergangen waren, machten alte Dinge wieder und beschenkten einander mit Tieren und Geschöpfen, die es in unserer Welt nie gegeben hat. Lea musste lachen, und Frédéric stimmte mit ein, sie lachten vor Freude über die Schönheit ihrer Welt, sie lachten über sich selber, sie lachten aus vollem Herzen. Irgendwann nahm Frédéric Leas Hände in die seinen und sagte: „Lassen wir die Welt nun, wie sie ist.“ So standen sie da, sahen einander in die Augen, und rings um sie herum verschwanden nach und nach all die Dinge, die sie erschaffen hatten. Das Zimmer wurde wieder dunkel und am Ende erhellte nur noch die Kerze, die Frédéric auf den Boden gestellt hatte, und der Mond die Wände und die Decke. Um die Kerze herum war noch ein Wölkchen Funken verblieben, das die Flamme umkreiste und die Form einer kleinen Elfe mit filigranen Flügeln hatte, die im Lichtschein tanzte. Frédéric und Lea schauten ihr eine Weile zu. Dann hielt die Elfe inne, schaute die beiden an, lachte glockenhell und verschwand. In ihrem Lachen waren noch einmal alle Geräusche zu hören, die in ihrer Welt das Ohr erfreut hatten, und Lea und Frédéric mussten auch lachen. „Jetzt weiss ich, warum Du ein Illusionist bist. All dies war so unwirklich, dass es sicher wahr ist. Und nun habe ich sogar einen guten Geist gesehen. Deine Bauweise muss mächtig sein, und Dein Ritual der Einweihung voller Kraft.“ Frédéric musste lachen. „Ja, wir zwei haben dieses Haus recht kraftvoll geweiht, nicht

wahr?“

Lea machte grosse Augen, die sie dann theatralisch zur Decke hin verdrehte. „Du hättest mir das auch sagen können!“

„Wieso? Wäre es dann schöner gewesen?“

„Nein. Im Gegenteil, ich hätte es dann zu feierlich gestaltet. Aber es wäre ehrlich gewesen. In Zukunft musst Du immer ein Geheimnis haben, hörst Du?“

„Ich werde es mir merken. Und, wie gefällt Dir mein Haus?“

„Ach Frédéric, es ist wunderschön. Die Geister funkeln so unirdisch.“

Frédéric begann durch das Zimmer zu tanzen und rief immer wieder aus: „Ich danke Euch allen, dass ihr mir geholfen habt, hört ihr, ich danke Euch!“

Lea schaute ihm zu, wie er einige Male durch das Zimmer tanzte. Dann hielt er vor ihr an. „Und ich danke Dir. Aber die Geister vermögen mehr, als nur zu funkeln.“

„Frédéric?“

„Hmm?“

„Ich liebe Dich. Auf meine Weise, die sich aber seit kurzem etwas verändert hat.“

Er schaute sie eine Weile an. Dann nahm er ihre Hände. „Ich liebe Dich auch, Lea. Aber“ hier stockte er, schaute zu Boden, drückte ihre Hände und sah ihr wieder in die Augen „meine Arbeit hier ist getan. Ich reise wieder ab, morgen. Ich gehe zurück. Zurück in mein Dorf.“

„Kannst Du nicht, ich meine, möchtest Du nicht bleiben?“

„Nein Lea. Eure westliche Welt gefällt mir, Du gefällst mir, aber ich gehöre nicht hierher. Ich habe Eure Bräuche gelernt, Eure Sprache, Euer Verhalten, und es ist nicht mein Ding. Ich möchte zurück, verstehst Du, zurück, nach Hause, wo ich mich eine Weile ausruhen werde. Und dann, wer weiss, wohin der Wind mich trägt, werde ich etwas Anderes lernen. Ich werde an einen anderen Ort gehen und eine andere Arbeit machen. Diese Welt ist mir zu gross, als dass ich zu lange an einem Ort bleiben möchte. Es zieht mich fort von hier. Ein anderes Abenteuer wartet. Aber ich verspreche Dir, dass ich Dir schreiben werde, lange Briefe, und ich werde Dir von meinen Errungenschaften berichten. Und, wer weiss, vielleicht komme ich wieder einmal zu Dir, oder Du kommst zu mir. Wir werden uns bestimmt wiedersehen.“

Lea liess seine Hände los und ging zum Fenster. Dort stützte sie sich auf den Fenstersims und blickte den Mond an. „Seltsam. Endlich, habe ich gedacht, endlich findest Du jemanden, der in Dir nicht nur ein Objekt der Lust sieht. Endlich jemand liebenswertes. Endlich jemand, der Dich nicht an sich binden will, und der sich nicht an Dich hängen wird. Jemand, mit dem Du frei bist. Und genau diese Eigenschaft hält Dich jetzt nicht zurück. Genau wegen dieser Freiheit gehst Du nun wieder. Und weisst Du was? Das macht mich nicht traurig, obwohl es das sollte. Nein, es macht mich glücklich. Und hoffnungsvoll. Ich denke, das Leben ist doch etwas Lebenswertes. Dank Dir. Dank dem, dass Du mich zurückgehalten hast. Du hast mich zu einer guten Entscheidung gebracht.“

„Nein Lea, nicht ich habe Dich zu der Entscheidung gebracht. Du wusstest es, noch bevor Du auf den Fenstersims geklettert bist, oder warum hättest Du mich sonst angerufen?“

Lea dachte eine Weile nach. „Wie wahr. Warum hätte ich Dich sonst angerufen.“

Sie drehte sich um und rannte auf ihn zu, sie umarmte ihn und begann zu weinen. Dann küsste sie ihn auf die Wange. „Geh nun, geh mit meinem Segen und meinen besten

Wünschen. Und meiner Liebe.“

„Nein, zuerst bringe ich Dich noch nach Hause. Erst dann werde ich gehen.“

„Dir ist klar, dass Du mich damit um einen dramatischen Abschied bringst!“

„Du kannst mir ja noch bei Dir zu Hause eine Szene machen.“ sagte er, nahm sie bei der Hand und führte sie durch das Haus nach unten zum Eingang. Dort öffnete er die Türe und wies mit einer weit ausladenden Geste, dass Funken nur so sprühten, nach draussen.

„Wir müssen dieses Haus verlassen, es ist in guten Händen.“

Hinter ihr schloss er die Türe ab und geleitete sie dann durch den Garten wieder zum Auto. Die Fahrt zu ihr verlief schweigend. Er brachte sie zur Lifttür. „Ich werde Dich nicht herauf bitten, sonst begehen wir beide noch eine Dummheit.“

„Ich würde auch nicht mitkommen, aus demselben Grund.“

„Könntest Du nicht ein paar Deiner Geister bei mir Einzug halten lassen, Illusionist?“

„Nein, Lea, das werde ich nicht tun. Du weisst selber, wie das funktioniert, und ausserdem habe ich Dir bereits ein Geschenk gemacht. Leb nun wohl.“

Die Lifttüren glitten auseinander, und Lea betrat den Lift. Sie drehte sich zu Frédéric um. „Leb wohl, mein holder König.“

„Träume süss, Königin. Zürne uns Männern nicht allzusehr und öffne Dich wieder ein wenig. Wer weiss, wer dann eines Tages vor Deiner Tür steht?“

Langsam schlossen sich die Lifttüren zwischen ihnen und trennten ihre beiden Welten. Sie sahen sich durch die Glastür an, als der Lift Lea langsam in die Höhe hob.

Frédéric ging wieder zu seinem Auto und fuhr los. Er verschwand in der Nacht. Lea schloss ihre Wohnungstür auf und trat ein. Sie legte die Kette vor und lehnte sich gegen die Tür. Dann raffte sie sich auf und ging in die Küche, wo sie sich einen Kaffee machte. Die Elfe sass immer noch im Blumentopf, die Hände im Schoss, und schaute Lea mit grossen Augen an. Lea nahm die Butter aus dem Kühlschrank und ein Messer aus der Besteckschublade. „Was hat er Dir erzählt?“ fragte die Elfe Lea, die vor Schreck das Messer fallen liess.